

# Zum Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms

15. Juni 1888 — 15. Juni 1913.

Schwarz hingen Wolken am Himmelszelt,  
Ein einziger Wehruf ging durch die Lande,  
Aus allen Gauen klang es von der Etsch zum Belt  
Und von der Memel bis zum Nordseestrand:  
„Zwei Kaiser, die Gründer des Reiches, geschieden,  
Und der neue Kaiser so jung an Jahren!  
O Herr, bewahre uns gnädig den Frieden!  
Deutschland verwaist und umdroht von Gefahren.“

So tönt es damals. — Du wardst Kaiser  
Und bald ward kund das Ziel, nach dem Du strebtest.  
Es waren nicht des Krieges Lorbeerreifer,  
Der Friede war's, für den Du immer lebtest.  
Von Gott zu schwerem Amt verpflichtet,  
Gestützt auf Deines Heeres starke Macht,  
Den Blick aufs hohe Meer gerichtet,  
Hieltst Du am Reichessteuer treue Wacht.

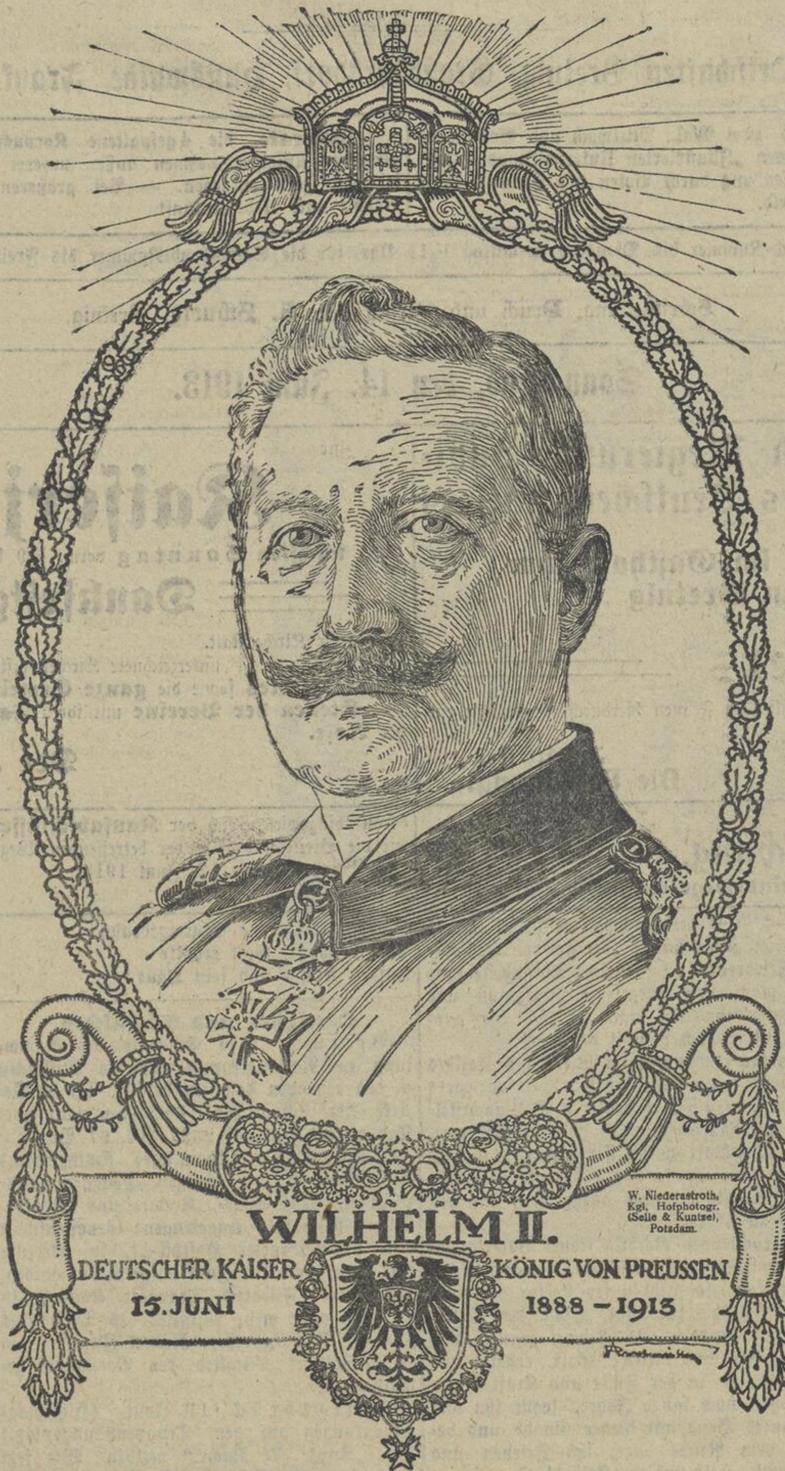
Du hast Dein Werk mit Gott gewagt,  
Die Pflicht war Dir so Schwert wie Schild,  
Ein deutscher Mann, der glaubend kämpfet unverzagt,  
So sehen heute wir Dein Bild.  
Drum hebt Dein Volk zum Himmel heut die Hände  
Und bittet Gott mit brünst'ger Innigkeit,  
Daß er auch ferner Segen spende  
Dem Deutschen Kaiser allezeit.

Das deutsche Volk feiert in diesen Tagen ein frohes Fest, das zugleich durchweht ist von der Freude der Erfüllung, wie von der weisevollen Hoffnung auf Segen: Wilhelm II., des neuen Reiches dritter Kaiser, begeht sein 25-jähriges Regierungsjubiläum. Und ganz anders als im Jahre 1886, da Kaiser Wilhelm I. das gleiche Fest beging, ist diesmal die Anteilnahme des deutschen Volkes, ja man darf wohl sagen: die Anteilnahme der ganzen Welt.

Das hat seine guten Gründe. Zwar der alte Kaiser hatte die historische Größe für sich, und seine Regierung war, ganz im Gegensatz zu der seines Enkels, reich an kriegerischen Ereignissen. Aber des Reiches erster Kaiser hatte bei seinem Regierungsjubiläum sein Lebenswerk hinter sich, während Deutschland von Wilhelm II. noch viel erwartet und vielleicht das Entscheidende noch zu erwarten hat. Endlich aber kommt noch eines in Betracht: mit dem Werte Wilhelms I. hatte sich bei seiner Jubelfeier die Welt abgefunden; Wilhelm II. steht seit zwei Jahrzehnten im Mittelpunkt des weltgeschichtlichen Geschehens, und er hat, wie selten ein Monarch, die Augen der Welt auf sich gezogen. Früh zeigte es sich, daß etwas ganz Besonderes in ihm steckte, so bei jener ersten Rede in Düsseldorf (1879 bei der Enthüllung des Cornelius-Denkmal). Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß Kaiser Wilhelm II. in allen Ländern Bewunderer und Gegner hat. Haben doch gerade die Franzosen sich lebhaft mit seiner Person beschäftigt. Italiener, Russen, Engländer und vor allem Amerikaner berichten immer wieder aufs neue, welchen bestirrenden Reiz der Monarch im persönlichen Umgang auf sie ausgeübt hat. Ja selbst Babel, der Führer der deutschen Sozialdemokratie, hat einmal zugeben müssen: Er ist ein ganzer Mann!

Als der junge Kaiser den Thron bestieg, war man sich nach allem, was von ihm bekannt geworden war, im Auslande klar darüber, der Talendrang des jugendlichen Monarchen werde an der Friedenszeit, die der eiserne Kanzler nach drei blutigen Kriegen für Deutschland herbeigeführt hatte, keinen Gefallen finden. Dieses Gefühl war auch in weiten Kreisen des deutschen Volkes vorherrschend, und als gar im Jahre 1890 sich der Kaiser von seinem ersten Ratgeber, der mit der Gründung des Reiches unauflöslich verbunden war, trennte, war man nicht nur in Deutschland, sondern auch jenseits der Vogesen und jenseits des Kanals fest davon überzeugt, daß nunmehr ein Grund zum Kriege gesucht werden würde.

Aber die raschen Urteile haben sich geirrt. Der sprühende Geist des jungen Monarchen, sein umfassendes Wissen, sein nimmer ruhender Schaffensdrang, seine ganze Persönlichkeit wiesen ihn auf eine ganz andre Betätigung der unerprobten Kräfte. Zwar hatte er bei seiner Thronbesteigung an die Arme die Worte gerichtet: „So gehören wir zusammen, — ich und die Arme, — so sind wir füreinander geboren und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Rat, schlief Friede oder Sturm sein,“ aber es hieß doch auch zugleich in der ersten Thronrede: „In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen,



Frieden zu halten mit jedermann, soweit es mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Geese und meine Stellung zu demselben werden mich niemals in Verführung führen, dem Lande die Wohlthaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit ist.“ Diese Sätze geben den zweieinhalb Jahrzehnten der Regierung Kaiser Wilhelms gleichsam das Gepräge. Was niemand erwartet hatte, war auch gute Kenner seiner Persönlichkeit für unmöglich gehalten hätten, ward zum Ereignis: Dieser Monarch, dessen ganzes Wesen für den kriegerischen Lorbeer eingenommen zu sein schien und der es nie verleugnet hat, daß ein streitbarer Geist in ihm wohnt, ward ein Friedensfürst.

Nicht immer ist Deutschland seit dem Scheitern Bismarcks auf dem Gebiete der auswärtigen Politik erfolgreich gewesen. Aber es bleibt ein Verdienst Kaiser Wilhelms, daß er auch in den schwierigsten Situationen nicht nach dem Schwerte gegriffen hat, sondern Möglichkeiten friedlicher Abwicklung suchte, die dem Reiche nicht schaden. So ist es gekommen, daß nach allen Widerwärtigkeiten, nach manchem drohenden Sturm und nach häufigem Gemitter das Verhältnis Deutschlands zu Ausländern sich besser gestaltet hat, daß wir mit Frankreich, wenn auch unter Schwierigkeiten, auf einem erträglichen Fuß leben, und daß wir endlich nach jahrelanger Entfremdung wieder zu einer Verständigung mit England gekommen zu sein scheinen.

Dazu hat neben der persönlichen Vermittlung des Monarchen, der den Bürgern jener Jahre häufig sein Wohlwollen bewies und der bei jeder Gelegenheit sich bemühte, den leitenden Beratern jener Länder seine Friedensliebe zu zeigen, vor allem jedoch auch die Fürsorge beigetragen, die der Monarch unausgesetzt dem Ausbau der Wehrkraft des Reiches angedeihen ließ. Die Werte des Friedens, die direkt oder indirekt dem Kaiser ihre Förderung verdanken, sind unzählige: Das Emporblühen von Handel und Industrie in Deutschland, die Vervollkommnung der Landwirtschaft, die Hebung des Volkswohlstandes, alles sind Erscheinungen, die ihre letzte Ursache in der Friedensarbeit des Monarchen haben. Daneben war der Kaiser rastlos tätig, die Kunst und die Wissenschaft in deutschen Landen zu fördern und vor allem die inneren Angelegenheiten auszugleichen durch eine Gesetzgebung logischer Berechtigung.

Gewiß, auch in diesen Jubeltagen stehen viele schmollend abseits, denen das Reich nicht Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen gebracht hat, andere wieder, denen die Friedensarbeit nicht zusagt, weil sie meinen, nur im Kriege könne ein großes Volk seine Tugenden üben lernen, und endlich wieder welche, die in der Fron des Tages vergessen, daß wir nicht zum Glück geboren, sondern auch verpflichtet sind, jeden Tag aus neue das Dasein zu erkämpfen. Die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes aber ist sich der Bedeutung dieser Sunitage wohl bewußt, und zum Throne steigt aus den Herzen der Deutschen der warmempfundene Wunsch auf:

Gott segne, schütze und erhalte den Kaiser!

## Der Heimweg.

Roman von Ida Bos.

Fred Beders hob die Mappe von sich, dann griff er mechanisch nach der Feder. Da, auf seiner Schreibunterlage, waren ein paar Briefbogen mit dem Ausdruck: „Deutsche Pension Berner, Kato!“ Er begann Buchstaben zu malen. Absichtslos. Schöne, lateinische „M“, mit wackeln Schattentrichen. Einmal schrieb er auch Marie, dann kullte er den Bogen zusammen und säuferte ihn von sich. Mit einem plötzlichen Einfall schrieb er auf den zweiten Bogen: „Unabhängige Frau! Ich bin ein Verbrecher, ich habe gestern Abend Ihre Mappe an mich genommen und die darin liegenden Blätter gelesen. Sie werden empört sein, aber ich danke dem Schicksal, das mich Ihre Aufzeichnungen finden ließ. Hat mich schon der unerwartete Anblick Ihrer Person auf das tiefste bewegt, um wie viel mehr das Geständnis, das Sie dem Papiere anvertrauten. Ich bin ein viel zu nichtswürdiger Mensch, als daß ich es wagen dürfte, sie wieder die Augen zu Ihnen zu erheben. Ich werde fortan doppelt bemüht sein, Ihnen den Anblick meiner Person zu ersparen. Leicht wird es mir nicht fallen. So will ich Ihnen wenigstens sagen, daß Sie gerächt sind. Das Schicksal hat es über mich verhängt, daß ich zu jener Frau, die ich so sehr beleidigt, eine tiefe Liebe fassen mußte, die, absichtslos, die Qual meines früheren Lebens bilden wird. Wenn Sie wüßten, wie hart diese Strafe ist! Aber ich werde sie dulden, als

eine gerechte und habe nur den einen Wunsch, daß Sie jenen Mann, an dem Ihr Herz hängt, ebenso besorgen möchten wie Ihren ergebensten Fred Beders.“

Nun überlas er diesen Brief. Er erschien ihm abgeschmackt und dumm. Es ärgerte ihn, daß er so gar nicht vermochte, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Was sollte der Brief überhaupt! Er wird ihn doch nicht an Marie gelangen lassen. Sollte er ihn in die Mappe legen? Er fand, daß er sich immer im Kreise herumdrehte. Er faltete den Brief zusammen und schob ihn in die Innentasche seines Rockes. Dann erhob er sich. Jetzt würde der Speisesaal wohl schon geöffnet sein.

„Ach! Wie abgepannt er war. Wenn man so mit seinen Gedanken eine Nacht hindurch allein ist, das spürt man. Es ist doch anders, als wenn man eine Nacht durchjubelt und durchzechet und alles tiefere Empfinden mit Champagner wegschwemmt! Er barg die Mappe unter seinen Rock, dann öffnete er die Türe.“

Gerade trat ein Diener heran. Der wollte wohl die Kleider zum Reinigen holen. Jetzt grüßte er untertänig und entschuldigend sich, aber es sei noch so früh.

„Nacht nichts!“ sagte Fred, und schritt an dem Diener vorbei, die Treppe hinab. Wenn er nur wüßte, welches Zimmer Marie bewohnt. Aber was geht's ihn an!

Er kam an den Speisesaal — da waren alle Fenster und Türen geöffnet, es zog stämmlich. Er trat auf die Terrasse, und dann über die Stufen in den Park. Er kannte sich nicht gleich aus. Da rechts mußte er gehen, ja, ja, die schmale Front des Hauses mußte er sehen; und dort war das Lusthaus.

Fred ging darauf zu. Vor ihm, im Graue schimmerte etwas Weiße. „Oml ein abgebranntes Wackelbüchsen, und da im Lusthaus selbst noch zwei.“ Eines davon war tief herabgebrannt, eines nur noch ein kleines Stümpchen: ja, daran hatte er sich die Finger verbrannt.

Er legte die Mappe auf den Tisch. So! Jetzt atmete er auf. Dann verließ er das Lusthaus. Aber im nächsten Augenblicke wandte er sich wieder um. Mechanisch griff er in die Innentasche seines Rockes. „Doch, doch, sie soll es nur wissen!“ Es war eine ihm bisher ganz fremde Apathie über ihn gekommen. Er schob den zusammengefalteten Brief unter das letzte Blatt in die Mappe.

Wenn sie ihm jetzt vom Fenster aus zugehen hätte! Neht, alle Fenster waren dicht verhängen, überall weiße, gereifte Rouleaus. Nun sollte er eigentlich schlafen gehen. — Nein, das wird er nicht. Einen Kognal mußte er haben, ihm war so bö. Er wird schon jemand finden, der ihm einen gibt. Schon halb sechs! Im Speisesaal stieß er auf ein Stubenmädchen. Na also! Da gibt's auch Kognal!

Fred stürzte zwei Gläser hinunter. Ach! So! Jetzt fühlte er sich ja wieder eigentlich sehr leicht und behaglich, so, als wäre er ein anderer Mensch geworden. Ob durch den Kognal oder die Eintrich in sich selbst? Hol's der Kuckuck, was ging's ihn an! Und nun wußte er auch, was er tun wollte. Eine Morgenfahrt! Hinaus über die Pyramiden. Ja, das wird das Beste sein. Sein Graf sollte sich in ihm nicht geirrt haben. Das nächste Rennen gewinnt er. — Zweifellos!

So traf er alle Anstalten für seine Fahrt. Bald sah ihn das Hotelpersonal im Chalet an, angus aus dem Hause treten und gegen die Nemisse zugehen, in der sein Wagen eingestelt war.

Marie hatte nach langer Zeit eine ruhige Nacht gehabt. „Endlich einmal durchgeschlafen,“ sagte sie zu Frau Berner, deren Schlafzimmer neben dem ihren lag und mit diesem durch einen Tür verbunden war.

„Gottlob,“ erwiderte die alte Dame. „Sollen Sie auch täglich in den Park gehen, das hab's ja immer gesagt, im Zimmer hocken, das ist nichts. Und nun müssen Sie auch wieder Spaziergänge machen in den Abendstunden, wenn die Sonne ganz unten ist. Und nicht allein! Nehmen Sie nur die Kleine mit. Das wird ein Segen.“

Sie meinte es so gut, die alte Marie, was das wußte sie auch davon, daß Marie nun lebte, wenn sie abgelenkt von allem, was sie umgab, sich ihren Erinnerungen hingeben konnte. Die bittersten Gedanken waren es ja allein, die sie mit Egon verbanden. Nur in den Stunden war er ganz bei ihr. Ja, in den Park wollte sie gehen, so wie gestern. Fred wird ja nicht immer gestört werden! Fred kam sicher nicht mehr! Da fuhr sie plötzlich auf, und ohne weiter auf Frau Berner zu